

40 Jahre Gemeinsame Synode
der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland
(1971–1975)

Teil 1

Arbeit ist Mühsal.¹ Manchmal ist Arbeit eine Freude. Arbeit ist aber auch etwas, um das man sich sorgt, gerade in Zeiten einer globalen Wirtschaftskrise. Arbeit sichert die Existenz, doch auch das ist keine Selbstverständlichkeit mehr.² In den vergangenen Jahren ist der Niedriglohnsektor beständig angewachsen und dies mit der Konsequenz, dass auch Vollzeitbeschäftigte unter die Armutsgrenzen fallen. Immer mehr Arbeitnehmer/-innen sind auf staatliche Zusatzleistungen angewiesen. Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass das Thema Arbeit und Menschen in Arbeit in den vergangenen Jahrzehnten nichts an Brisanz verloren hat. Zudem ist das Thema auch institutionell für die Kirchen von Bedeutung, denn die Kirchen sind mit etwa 1,3 Millionen Arbeitnehmer/-innen zweitgrößter Arbeitgeber in Deutschland und auch jene, die sich ehrenamtlich in den Pfarrgemeinden und Verbänden engagieren, sind vielfach Arbeitnehmer/-innen.³ Diese Zusammenhänge verpflichten nach wie vor zur Auseinandersetzung mit dem Thema Kirche und Arbeitswelt.

1. Am Ort der Arbeit

Um der Beziehung von Kirche und Arbeiterschaft näherzukommen, ist es erhellend, Orte der Arbeit in den Blick zu nehmen. Denn an Orten zeigt sich, welche Perspektiven, Macht- und Ohnmachtserfahrungen präsent und vorherrschend sind. An Orten geben sich Diskurse – offensichtliche und verschwiegene – zu erkennen. In der Chefetage von Unternehmen geht es um die Dotierung an der Börse, die Gewinnmaximierung oder um die Entwicklung von Strategien und neuen Produkten. In der Fabrikhalle geht es um Arbeitsdruck, um Mobbing, um den befristeten Vertrag, die Sorge um den eigenen

¹ Vgl. Hans-Joachim Sander, Arbeit – die Humanisierungstechnik der Schöpfung. Die religiöse Widerständigkeit eines Produktionsfaktors, in: Hildegard Wustmans (Hg.), Arbeit und Menschenwürde. Standpunkte – Kontexte – Perspektiven, Wissenschaftliche Arbeitsstelle des Oswald-von-Nell-Breuning-Hauses, Bornheim 1996, 153–176, hier 156.

² Vgl. Wolfgang Strengmann-Kuhn, Armut trotz Erwerbstätigkeit. Analysen und sozialpolitische Konsequenzen, Frankfurt/M. 2003.

³ Vgl. http://www.focus.de/finanzen/karriere/arbeitsrecht/tid-16756/arbeitgeber-kirche-von-naechstenliebe-keine-spur_aid_468469.html (28. Juli 2010).

Arbeitsplatz, die Vorfriede auf den Feierabend oder das Wochenende. Die Orte sind verschieden und die Themen ebenso. Und dass sie auf keinen Fall vermischet werden sollen, zeigt schon die Architektur von Fabrikanlagen: Der Manager/die Managerin sieht den Arbeiter/die Arbeiterin eigentlich nicht. Es gibt nicht nur getrennte Arbeitsbereiche in unterschiedlichen Gebäuden, es gibt auch eigene Parkplätze und Eingänge. So kann es dazu kommen, dass Manager/-innen keine Gesichter vor Augen haben, wenn es darum geht, neue Firmenperspektiven zu entwickeln. Und das ist auch gewollt. Denn die Beziehungen zu Menschen können, in einem positiven Sinn, befangen machen.

Kirche kommt an diesen Orten nicht vor. Allenfalls dann, wenn im Zusammenhang von Krisen in Betrieben auch die Betriebsseelsorge auf den Plan gerufen wird. Aber die Regel ist das nicht und war es auch nie. Kirche tat und tut sich schwer mit den Orten der Arbeit, und dies ist auch im Dokument „Kirche und Arbeiterschaft“ der Würzburger Synode erkennbar.⁴ Für einen Ortswechsel steht das Dokument nicht. Vielmehr ist es von dem Gedanken durchzogen, dass die Kirche ihren pastoralen Dienst in den Gemeinden realisiert und dass sich diese

„mehr als bisher um die aktive Gruppe katholischer Arbeiter bemühen [...]. Diese Arbeiter können Wertvolles in die Gemeindearbeit einbringen, nicht allein für die Arbeiterpastoral, sondern für die Gemeindeaufgaben insgesamt. Der Arbeiter empfindet, denkt und urteilt nicht nur in Dingen der Arbeitswelt, sondern allgemein aus der konkreten Erfahrung der Arbeits- und Lebenssituation heraus. Dieser Bezug zur Wirklichkeit, verbunden mit seiner praktischen Begabung, lassen ihn zu Aufgaben sozialer, pädagogischer, caritativer und pastoraler Art einen eigenen Beitrag leisten. Seine Mitwirkung kann viel dazu beitragen, daß die Gemeinde bei dem, was sie unternimmt, nicht an der Wirklichkeit vorbeiplant. Das käme nicht nur den Unternehmungen der Gemeinde zustatten, sondern brächte auch das Miteinander zum Tragen; die Gruppe der Arbeiter wüchse mehr als bisher in die Gemeinde hinein, die Gemeinde wüchse stärker zusammen.“⁵

Es ging also nicht darum, als Kirche den Ort zu wechseln, sondern den bekannten, eingewurzelten Ort so zu gestalten, dass sich Arbeiter/-innen auch eingeladen fühlen und beheimaten können. Im Abstand der Jahre lässt sich sagen, dass dieses Unterfangen eine Utopie war. Gemeinden waren in der Regel nicht in der Lage, sich auf Menschen von außen einzulassen. Inzwischen muss gesagt werden, dass die Sozialform Gemeinde mehr und mehr

⁴ Vgl. Kirche und Arbeiterschaft. Einleitung (Prälat Wilhelm Wöste) und Beschluss, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung (Teil 1), hg. im Auftr. d. Präs. d. Gemeins. Synode d. Bistümer in d. BRD und d. Dt. Bischofskonf. von L. Bertsch u. a., Freiburg/Br. 1976, 313–364.

⁵ Kirche und Arbeiterschaft (s. Anm. 4) 350f.

unter Druck gerät, weil sie mit den Plausibilitäten des Lebens von Menschen immer weniger zu tun hat. Gemeinde ist nur noch für einige ein „Lebensort“⁶. Sie ist immer häufiger ein „religiöser Dienstleistungsbetrieb“⁷ mit Kindergarten und Angeboten für besondere Situationen und Stationen im Leben wie Taufe, Kommunion, Hochzeit und Beerdigung. Mit dem Leben in der Gemeinde haben jene, die diese Dienstleistungen nachfragen, wenig zu tun.⁸ Und eine immer größer werdende Gruppe hat mit dem gemeindlichen Leben überhaupt nichts zu tun, und es fehlt ihnen auch nichts.⁹ Kurzum, was die Synode für die Arbeiterschaft beklagte, ist heute eine verbreitete Realität. Die kirchliche Sozialform Gemeinde spricht immer weniger Menschen an. Was zu Zeiten der Würzburger Synode erforderlich war, ist es noch heute, es bedarf einer veränderten Perspektive und einer neuen Grammatik des Handelns – die des Ortswechsels. Dieser Gedanke ist nicht neu, aber nach wie vor herausfordernd.¹⁰ Wer sich auf einen anderen Ort einlässt, riskiert einen religiösen und theologischen Perspektivwechsel. Ein beredtes Beispiel für die Konsequenzen, die ein Ortswechsel provozieren kann, sind die Erfahrungen von Arbeiterpriestern. Die ersten Arbeiterpriester in Frankreich gingen schon während des Zweiten Weltkriegs in die Fabriken.

„Von allen pfarrlichen Verpflichtungen freigestellt, wollten sie als Arbeiter unter den Arbeitern das Evangelium leben – ein für viele Katholiken damals skandalöser priesterlicher Ortswechsel. Sahen sich diese ersten Arbeiterpriester noch als ‚Fallschirmspringer‘ Gottes, die hinter den ‚feindlichen‘ Linien landen, um die weitgehend entkirchlichte Arbeiterwelt von innen heraus zu bekehren, so kam es im direkten Kontakt mit dieser zunächst fremden Welt schon bald zu einem radikalen Bewusstseinswandel: ‚Wir sind mit einer klaren Vorstellung von dem losgezogen, was wir der Welt zu bringen hätten, und haben entdeckt, dass wir Zuspät-Gekommene waren, die alles erst lernen mussten.“¹¹

Die Arbeiterpriester haben die Erfahrung gemacht, dass in allen Begegnungen Entdeckungspotential lockt, für sich selbst und die Anderen. Sie haben

⁶ Erich Garhammer, Gemeindeftheologie – zwischen gestern und morgen, Lehrbrief 11, Theologie im Fernkurs, Katholische Akademie Domschule (Hg.), Würzburg 2005, 9.

⁷ Garhammer, Gemeindeftheologie (s. Anm. 6) 9.

⁸ Vgl. Johannes Först, Die unbekannte Mehrheit. Sinn- und Handlungsorientierungen ‚kasualienfrommer‘ Christ/-inn/en, in: Johannes Först – Joachim Kügler (Hg.), Die unbekannte Mehrheit. Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Eine empirische Untersuchung zur „Kasualienfrömmigkeit“ von KatholikInnen – Bericht und interdisziplinäre Auswertung, Münster, 2. erw. Aufl. 2010, 17–87.

⁹ Vgl. Garhammer, Gemeindeftheologie (s. Anm. 6) 10.

¹⁰ Für solche Ortswechsel stehen z. B. Franz von Assisi, Madeleine Delbrel, Oscar Romero. Sie alle haben sich auf neue und unbekannte Orte eingelassen und nach Lösungen für die Probleme am Ort aus dem Evangelium gesucht.

¹¹ Christian Bauer, Gott im Milieu, in: Diakonia 39 (2008) 2, 123–129, hier 124.

unter den Arbeitern das Evangelium neu entdeckt. Sie erkannten, dass Mission keine Einbahnstraße ist. „Nicht sie bekehrten die Arbeiter zur Kirche, sondern diese bekehrten sie zum Evangelium.“¹²

Wer sich, wie die Arbeiterpriester, auf einen anderen Ort einlässt, wird bei anderen Stärken entdecken, wird mit den eigenen Schwächen konfrontiert und erhält die Chance, an der Begegnung und in der Auseinandersetzung zu wachsen. Entdeckungen werden möglich, und der Ort wird zu einem wichtigen Punkt in der Beschreibung der eigenen Identität.¹³

„Identität drückt ein Sich-um-sich-Sorgen aus und diese Sorge geschieht im Verhältnis zu anderen. Es handelt sich um eine Ortsbestimmung, keine Selbstdarstellung. Oder anders ausgedrückt: Die Selbstbeschreibung ereignet sich in einer Ortsbestimmung, nicht einfach aus einem Selbstbewusstsein heraus. Identität geschieht nicht in der Identifizierung eines Subjektes in sich, sondern durch die Konfrontation des Selbst mit Themen, die sich angesichts der anderen stellen.“¹⁴

Und dies gilt nicht nur für Personen, sondern auch für Institutionen. Wer die Kirche ist, zeigt sich an den Orten, an denen Kirche präsent ist. Die Ortsbestimmung ist auch für sie eine Identitätsfrage.¹⁵

2. Die polare Existenz der Kirche: Religions- und Pastoralgemeinschaft

Der Salzburger Dogmatiker Hans-Joachim Sander unterscheidet zwischen Religions- und Pastoralgemeinschaft Kirche und zeigt auf, dass in beiden Gemeinschaftsformen unterschiedliche Grammatiken vorhanden sind.¹⁶ Diese verschiedenen Grammatiken führen die Kirche an ungleiche Orte. Die Religionsgemeinschaft und ihre institutionellen Bereiche stehen im Dienst der Tradition und der Ordnung. Die Pastoralgemeinschaft hingegen ist eine Realisierungsform der Kirche, die sich in besonderer Weise den Menschen vor Ort verpflichtet fühlt. Sie entwickelt eine konkrete von den Zeichen der Zeit inspirierte Pastoral. Kirche steht immer in der Differenz dieser beiden Gemeinschaftsformen. Diese Differenz muss nicht zwingend zu einem Nullsummenspiel, zum Ausschluss einer Gemeinschaftsform führen, sondern kann auch von der Balance ihrer unterschiedlichen Pole geprägt werden. Um

¹² Bauer, Gott (s. Anm. 11) 124f.

¹³ Vgl. Hans-Joachim Sander, Identität mit prekärem Plural. Eine Ortsbestimmung für die Christen in nachmoderner Zeit, in: Kirche und Israel 20 (2005) 1, 4–8.

¹⁴ Sander, Identität (s. Anm. 13) 5.

¹⁵ Vgl. Sander, Identität (s. Anm. 13) 6.

¹⁶ Vgl. Hans-Joachim Sander, Nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg 2002.

die Balance ist in Auseinandersetzung mit den Zeichen der Zeit und dem Anspruch der Verkündigung des Reiches Gottes in Wort und Tat zu ringen.

Eine Pastoral, die die Zeichen der Zeit zu erkennen sucht, steht vor den Bedrohungen von Menschen ihrer Zeit und zugleich vor ihrer eigenen Berufung. Deutlich wird dies z. B. im Engagement und im Konflikt der französischen Arbeiterpriester mit der römischen Kurie in den Jahren 1953 bis 1959 des vergangenen Jahrhunderts und dem endgültigen Verbot der Arbeiterpriester im Jahr 1959.¹⁷ Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurden die französischen Arbeiterpriester nicht nur rehabilitiert, sondern ihre Pastoral des Ortswechsels wurde rezipiert.¹⁸

Das Dokument „Kirche und Arbeiterschaft“ der Würzburger Synode steht für das Erkennen der Arbeiterfrage als ein Zeichen der Zeit, allerdings geschieht die Reaktion darauf in einer religionsgemeinschaftlichen Perspektive und nicht nach pastoralgemeinschaftlichen Gesichtspunkten. Letzteres hätte bedeutet, den Ortswechsel zu vollziehen, sich vom Innen ins Außen zu bewegen, Orte in der Welt der Arbeit auf ihre Macht- und Ohnmachtsperspektiven hin zu analysieren und einen christlichen Beitrag für die Lösung von Problemen an diesen Orten zu leisten. Es wurde vielmehr im Modus des Status quo gedacht und gehandelt. Eher verfolgte man ein Konzept der Annäherung und Einbeziehung, bestenfalls Ergänzung, aber nicht der gegenseitigen Relativierung und Veränderung.

3. Von Utopien und Heterotopien im Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft

Die zunehmende Tendenz des *working poor*, die Tatsache, dass nach wie vor mehr an Spekulationen denn in der Produktion verdient wird, die Situation von Leiharbeitern in Betrieben, von Illegalen am Bau oder in der Gastronomie und der Erwerbsarbeitslosen sind Realitäten, denen nicht ausgewichen werden kann.¹⁹ Wo Menschen nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienen, in sklavenähnlichen Zusammenhängen leben und arbeiten müssen und Andere außerordentliche Bonuszahlungen für ihre Geschäfte bekommen, da ist etwas nicht in Ordnung. Da versagen Gesellschaft und Politik. Insofern entlarven diese Bereiche aus der Welt der Arbeit und des Geldes die Gesellschaft und das menschliche Miteinander. An diesen Orten werden die vor-

¹⁷ Vgl. Gregor Siefer, Art. „Arbeiterpriester“, in: LThK Bd. 1, ³1993, 927–930.

¹⁸ Vgl. Bauer, Gott (s. Anm. 11) 126.

¹⁹ Vgl. Paul Schobel, Arbeitende und Arbeitslose, in: Herbert Haslinger u. a. (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Bd. 2: Durchführungen, Mainz 2000, 99–109.

handenen Muster in der Ordnung der Dinge freigelegt. Befremdende Diskurse werden präsent.

Für das, was an diesen Orten geschieht, hat Michel Foucault den Begriff der Heterotopien geprägt.²⁰ Heterotopien sind reale Orte. Orte, die mit Realitäten konfrontieren, denen nicht länger ausgewichen werden kann, die aber in der Regel nicht gesehen und erst freigelegt werden müssen.²¹ Dabei stehen Heterotopien im Kontrast zu Utopien. Utopien beziehen sich auf Zukünftiges. „Utopien [sind] wesentlich unwirkliche Räume.“²² Utopien sind Nicht-Orte und dadurch gekennzeichnet, dass man davon ausgeht, dass das Beste erst noch kommt. Utopien stehen für Versprechungen.

„Die Utopie kann als ein Versuch betrachtet werden, die Zukunft wieder bekannt zu machen, [...] sie zu verordentlichen, damit das Schicksal seinen Lauf nimmt, alles in Ordnung ist [...]. Darüber hinaus dienen natürlich Utopie wie Apokalypse der Stärkung der Truppenmoral. Besonders dann, wenn sie es nötig hat, d.h. wenn die Gegenwart überwunden oder gerechtfertigt werden muss [...]: Überwindet die unglückliche Gegenwart, um das Glück in der Zukunft zu finden (Utopie) oder um die noch unglücklichere, nämlich katastrophale Zukunft zu verhindern (Apokalypse).“²³

Indem Utopien gleichsam der Versuch sind, Zukunft als bekannt zu beschreiben, werden Risiko und Wagnis minimiert. Heterotopien setzen sich aber gerade dem aus, weil sie zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger haben als den Befund und noch keine Lösung. Sie setzen bei dem an, was vorhanden und real ist. Sie legen ausgeschlossene, befremdende Themen frei. Dafür steht bei Foucault der Friedhof, der den Lebenden den Tod gegenüberstellt,²⁴ das Bordell, das mit einer tabuisierten Sexualität konfrontiert,²⁵ das Gefängnis, das im Kontrast zur Freiheit steht.²⁶

Heterotopien sind reale Anders-Orte innerhalb einer Gesellschaft. Sie richten den Blick auf die herrschende Ordnung der Dinge. Insofern besitzen sie das Potenzial und die besondere Eigenschaft, sich auf andere Diskurse zu beziehen, sie zu neutralisieren, umzukehren oder gar außer Kraft zu setzen. Sie sind in der Lage, Tabus, Schranken und Normen an Orten zur Sprache

²⁰ Vgl. Michel Foucault, *Andere Räume*, in: *Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien*, hg. von Jan Engelmann, Stuttgart 1999, 145–157. Dieser Text ist in einer etwas veränderten Übersetzung auch in Michel Foucault, *Die Heterotopien*, Frankfurt/M. 2005 erschienen.

²¹ Vgl. Hans-Joachim Sander, *Heterotopien – Orte der Macht und Orte für Theologie*. Michel Foucault, in: Peter Hardt – Klaus von Stosch (Hg.), *Für eine schwache Vernunft? Beiträge zu einer Theologie nach der Postmoderne*, Ostfildern 2007, 90–115, hier 110.

²² Foucault, *Räume* (s. Anm. 20) 149.

²³ Arnold Retzer, *Passagen. Systemische Erkundungen*, Stuttgart 2002, 284.

²⁴ Vgl. Foucault, *Räume* (s. Anm. 20) 152.

²⁵ Vgl. Foucault, *Räume* (s. Anm. 20) 156.

²⁶ Vgl. Foucault, *Räume* (s. Anm. 20) 154.

zu bringen. Arbeiterpriester waren und sind ein solcher Anders-Ort in Kirche und Gesellschaft. Sie haben sich mit der Kluft zwischen Kirche und Arbeiterschaft nicht abgefunden. Sie wussten auch, dass sie das Risiko des Ortswechsels wagen mussten, und damit haben sie bislang ausgeschlossene Themen unumgänglich und verstörend hervorgeholt: dass Arbeiter/-innen lange in kirchlichen Kontexten als Subjekte überhaupt nicht vorkamen, die Fragen nach dem Verhältnis von Theologie und Politik, Mystik und Widerstand.

4. Balancieren statt ausschließen – eine pastorale Grammatik für Begegnungen am Ort der Arbeit

Das Leben ist ein Balanceakt, in dem immer wieder um das Gleichgewicht gerungen werden muss.²⁷ An Orten und in Zusammenhängen, wo etwas aus der Balance geraten ist, steht man oft fassungslos, manchmal entsetzt und kopflos da. Das Gleichgewicht ist gestört und es gibt den festen Boden unter den Füßen nicht mehr. In diesen Konstellationen (z. B. bei einer lebensbedrohlichen Krankheit, Arbeitsplatzverlust, Trennung und Scheidung) geraten die Pole (von Gesundheit und Krankheit, Routine und Sorge, Selbstbewusstsein und Unsicherheit) ins Wanken. Dies sind Zustände, bei dem es einer/ einem Angst und Bange werden kann. Diese Situationen sind eine Zumutung für den Glauben, denn es muss sich erst erweisen, dass er sich bewährt und sprachfähig macht. Wer jedoch an diesen Orten den Glauben bezeugt, bekennt das Evangelium und sich zu Gott. Die Zuwendung Gottes zu den Menschen und die Suche der Menschen nach Gott finden eine Sprache und Zeichen.

Pastoral als Arbeit an immer neuen Balancen zu verstehen, bekennt den Gott, der sich den Menschen zuwendet, ihnen nahe sein will und sie auf ihren Wegen begleitet. Aber wie sind an Orten Balancen zu finden, wo etwas aus dem Lot gekommen ist? Diese Frage ist eine Herausforderung und immer wieder auch eine Zumutung für die Pastoral. Die Lösung besteht darin, sich auf den Ort zu konzentrieren. So können glaubwürdige und taugliche Antworten für und mit den Menschen gefunden werden.

Das Dokument „Kirche und Arbeiterschaft“ war ein Versuch, Ausschließungen zu überwinden, allerdings im Modus des Gewohnten und des Appells. Dies wird besonders im Kapitel „Kirchliches Leben, Kirchlicher Dienst“ deut-

²⁷ Vgl. Hildegard Wustmans, *Seelsorglich tätig sein oder Von der Arbeit an Balancen*, in: *Lebendige Seelsorge* 60 (2009) 5, 337–339.

lich, und dies vor allem in den Empfehlungen.²⁸ Konsequentes Ringen um Balancen sieht anders aus, weil es den Ortswechsel und das Risiko nicht scheut und sich immer neu auf Entwicklungen bezieht. Im Folgenden soll exemplarisch an vier Balanceproblemen dieser Gedanke konkretisiert werden:

Das Balanceproblem

- von zu wenig und zu viel an Arbeit,
- zwischen Erwerbsarbeit und Ehrenamt,
- zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit,
- zwischen Arbeitswoche und Sonntagsruhe.

4.1 Das Balanceproblem von zu wenig und zu viel an Arbeit²⁹

Die Erwerbsarbeit prägt und gestaltet die Lebenszeit von Menschen. Diese Tatsache wird gerade in der Erfahrung des Arbeitsplatzverlustes deutlich:

„Wenn Sie ausscheiden aus der Firma, sind jahrelang drin gewesen, haben einen netten Kollegenkreis um sich gehabt, und es heißt dann: Also schön, du bist ausgeschieden, aber wir vergessen dich so leicht nicht, wir besuchen dich noch. Das sind Worte, nach meiner Erfahrung, zum Trost. Es hat nicht einer, nachdem ich arbeitslos war, den Weg zu mir gefunden. [...] Aber in dem Moment, wo das Tor sich schließt, muß man wissen, man ist ausgeschaltet. Und damit muß man auch erst fertig werden. [...] Sind plötzlich abgeschnitten, Sie hören von dem, wo Sie dringestanden haben, gar nichts mehr, obgleich Sie dieses Leben, das Arbeitsleben, intensiver gemacht haben wie Ihr Privatleben [...]“³⁰

In dieser Aussage können wir entdecken, welche Bedeutung Erwerbsarbeit im Leben von Menschen haben kann. Wenn sie verloren geht, dann ist man „wie abgeschnitten“. Balancen geraten ins Wanken.

Daneben gibt es aber auch jene, die zu viel arbeiten. Hierzu zählen Berufsgruppen wie Ärzte, Pflegepersonal, Manager. Wer regelmäßig 60 Stunden pro Woche und mehr arbeitet, arbeitet zu viel. Wer so viel arbeitet, geht im Grunde unverantwortlich mit sich selbst und seinen sozialen Beziehungen um. Was zu diesem Pensum verführt, ist oftmals der persönliche Erfolg, das Gehalt, die Karriere. Diese Aspekte werden u. a. auch dadurch befördert, dass Viel-Arbeiten landläufig auch mit Leistungsfähigkeit gleichgesetzt wird.

²⁸ Vgl. Kirche und Arbeiterschaft (s. Anm. 4) 349–364.

²⁹ Vgl. Ulrike Wagener – Dorothee Markert – Antje Schrupp – Andrea Günter, Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Flugschrift über Weibewirtschaft und den Anfang der Politik, Rüsselsheim 1999, 42.

³⁰ Christine Morgenroth, Sprachloser Widerstand. Zur Sozialpathologie der Lebenswelt von Arbeitslosen, Frankfurt/M. 1990, 124.

Aber Erfahrungen und Studien belegen sehr deutlich, dass auch ein Zuviel an Arbeit Balancen stört.³¹ Wer zu wenig oder zu viel an Arbeit hat, wird (oftmals) an Leib und Seele krank.

Was tut hier not? Unbestritten eine Neubewertung von Arbeit. Dies könnte auch unter der Perspektive der Arbeitsbeziehungen geschehen. „Die Beziehungen zwischen Menschen in den Blick zu nehmen und zu verändern heißt deshalb, die Ökonomie zu verändern.“³² Insofern sind auch arbeitsmarktpolitische Maßnahmen geboten. Ein spezifisch christlicher Beitrag könnte in diesem Zusammenhang auch der Hinweis auf die Grammatik der Unterbrechung und der damit einhergehenden Relativierungen sein. Besonders deutlich wird dies in dem Grundsatz „Ora et labora – bete und arbeite“. Dieses Prinzip beschreibt die Balance zwischen Gebet und Arbeit als eine Konstante in den Gemeinschaften, wo alle einander dienen und helfen sollen. So wird die Lebensgrundlage gesichert und der Spiritualität Raum gegeben. Neben dem Gebet war und ist die Arbeit auch eine Möglichkeit der geistlichen Formung. Der Hl. Benedikt wollte eine Balance von Gebet und Arbeit, und dafür finden sich entsprechende Belege in der Ordensregel.³³ Im Kapitel 48,8 (Die Ordnung für Handarbeit und Lesung) heißt es: „Sie sind dann wirklich Mönche, wenn sie wie unsere Väter und die Apostel von ihrer Hände Arbeit leben.“ Die Kirche und ihre Ordensgemeinschaften haben die Potenz, der Gesellschaft und Einzelpersonen in den Fragen von zu viel und zu wenig Arbeit Hinweise zu geben. Gerade die Klöster können sich in diese Zusammenhänge als Anders-Orte einbringen. Sie zeigen befremdende Lösungen im Kontext der Bedeutung von Arbeit auf, weil sie Arbeit relativieren.³⁴

³¹ Vgl. <http://www.business-wissen.de/personalmanagement/frust-manager-arbeiten-zuviel-zum-schaden-der-work-life-balance/> (28. Juli 2010).

³² Wagener u. a., Liebe (s. Anm. 29) 14.

³³ Vgl. www.benediktiner.de, Link: Ordensregel (28. Juli 2010).

³⁴ Dass diese Welt auch Manager fasziniert, belegen Berichte über ihre Erfahrungen mit dem Angebot „Kloster auf Zeit“. http://www.manager-im-kloster.de/downloads/SZ_Bericht_Kloster.pdf (28. Juli 2010); <http://www.wiwo.de/karriere/manager-auszeit-ich-bin-dann-mal-weg-270147> (28. Juli 2010). Vgl. auch Wilhelm Schmid-Bode, Maß und Zeit, Frankfurt/M. 2008; Bernhard A. Eckerstorfer, Das Kloster als pastoraler Ort. Die Bedeutung des benediktinischen Lebenszeugnisses, in: Geist und Leben 82 (2009) 5, 321–355. Entgegen dem Autor halte ich (benediktinische) Klöster durchaus im Sinn von Foucault für einen Heterotopos, denn in ihnen zeigt sich nicht nur eine andere Ordnung der Dinge, an diesen Orten werden Aspekte zum Thema, die sonst vielfach ausgeschlossen und tabuisiert werden: eine zölibatäre Lebensform, die stabilitas loci, der Gehorsam, die freiwillige Armut, um nur einige zu nennen.

4.2 Das Balanceproblem zwischen Erwerbsarbeit und Ehrenamt³⁵

Ein weiteres Balanceproblem steckt in dem Verhältnis von Erwerbsarbeit und Ehrenamt.³⁶ Die Konsequenzen dieses Balanceproblems sind in den unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft, in Parteien, Vereinen und Kirchen zu spüren. Angesichts der Verdichtung von Arbeitszeit, den zunehmenden Flexibilitätsanforderungen und der langen Ladenöffnungszeiten wird es für Arbeitnehmer/-innen immer schwerer, sich ehrenamtlich zu engagieren. Zudem wirken sich auch die Veränderungen im Geschlechterverhältnis auf das Ehrenamt aus.

„Dem traditionellen Normalarbeitsverhältnis entsprach idealtypisch, dass der Mann seine Arbeitskraft im Beruf verausgibt, dafür aber von Haus- und Sorgearbeit durch die Frau weitgehend entlastet wird. Dadurch hat der Mann nach der Arbeit freie Zeit, die er auch für freiwilliges unbezahltes Engagement einsetzen kann. Die Frau wiederum hat als Nichterwerbstätige zeitliche Ressourcen für ehrenamtliches Engagement, insbesondere wenn die Kindererziehung sie nicht (mehr) fordert. Doch die Realität steigender Frauenerwerbstätigkeit und der, wenn auch sehr zögerlichen, Einbeziehung von Männern in den Reproduktionsbereich lässt das zeitliche Geflecht von Aktivitäten im Alltag immer differenzierter [...] werden. Wenn Ehrenamtliche nicht in den tradierten Geschlechterrollen und dementsprechenden Zeitverwendungsmustern leben, wird die Passfähigkeit der beruflichen Arbeitszeiten, der Ehrenamtszeiten und der Zeiten für Kinderbetreuung und sonstige Reproduktionsarbeit zur entscheidenden Bedingung, zur ‚conditio sine qua non‘ des ehrenamtlichen Engagements.“³⁷

Dies bedeutet, dass die Zukunft des Ehrenamtes auch davon abhängen wird, wie sich die Rahmenbedingungen des Engagements entwickeln und welchen Sinn und Bedeutung Menschen ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit geben.³⁸

„Ehrenamtliche Tätigkeit eröffnet die Möglichkeit, dass sich Frauen und Männer ganz auf die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit der gewählten Arbeit konzentrieren können und nicht auf öffentliche Finanzierung, also die Zustimmung institutioneller Autoritäten, angewiesen sind.“³⁹

Die Kirchen könnten in diesem Bereich Pilotprojekte initiieren und damit auch Zeichen für die Neubewertung von Erwerbsarbeit und Ehrenamt setzen.⁴⁰

³⁵ Zum Kontext Ehrenamt in der Kirche sei hier verwiesen auf Heft 4 der Zeitschrift *Diakonia: Unbezahlt – unbezahlbar* 40 (2009) und ebenso auf Herbert Haslinger, *Konkretion: Ehrenamt*, in: ders. u. a. (Hg.), *Handbuch Praktische Theologie* (s. Anm. 19) 308–322.

³⁶ Vgl. Christina Klenner – Svenja Pfahl, (Keine) Zeit für's Ehrenamt? Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und ehrenamtlicher Tätigkeit, in: *WSI Mitteilungen* 54 (2001) 3, 179–187.

³⁷ Klenner – Pfahl, (Keine) Zeit (s. Anm. 36) 179f.

³⁸ Vgl. Klenner – Pfahl, (Keine) Zeit (s. Anm. 36) 185.

³⁹ Wagener u. a., *Liebe* (s. Anm. 29) 40.

⁴⁰ Vgl. <http://www.kfb.at/content/kfb/themen/ehrenamt/index.html> (28. Juli 2010).

Das Balanceproblem von Erwerbsarbeit und Ehrenamt schließt implizit ein anderes Verhältnis mit ein, das zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit. Dies nicht zuletzt auch deswegen, weil ehrenamtliches Engagement in einigen Fällen auch Familienzeiten massiv beschneidet.

4.3 Das Balanceproblem zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit

Die Spannung zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit war auch bei der Synode ein Thema.⁴¹ Allerdings war Frauenerwerbsarbeit damals eher die Ausnahme und nicht wirklich vorgesehen. Dass Frauen und Mütter zur Sicherstellung eines ausreichenden Haushaltseinkommens mitarbeiteten, sollte abgestellt werden. Inzwischen ist die Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern eine Selbstverständlichkeit, die auch die katholische Welt nicht mehr ins Wanken bringt. Es wird hingegen sichtbar, dass die Kirche um Balancen ringt, damit das Verhältnis von Frau und Kirche, Familien und Kirchen nicht weiter kippt. Deutlich wird dies z. B. in den Diskussionen um die Bereitstellung von Betreuungsplätzen für Kinder unter drei Jahren in katholischen Kindertageseinrichtungen.

„Erwerbsarbeit wird nach Zeit gewogen und auf Zeitgehalt hin entgolten. [...] Ob daraus Leben entsteht, kann nicht durch den Geldwert bestimmt werden.“⁴² Es herrscht auch heute noch die „Vorstellung eines Gegensatzes von häuslicher Arbeit, die auf Fürsorge (Care) beruht und unbezahlt ist, und marktwirtschaftlich organisierter Erwerbsarbeit [...]“⁴³. Allerdings ist die Familienarbeit (die Fürsorge für Kinder, kranke und alte Menschen) und die Pflege privater Beziehungen ein wichtiger Beitrag für das Wohlergehen von Personen, zwischen den Generationen und dem sozialen System überhaupt.⁴⁴ Gerade die Familienarbeit steht dafür, dass Arbeit Zeit in Leben verwandeln kann.⁴⁵ So entscheidet die Familienarbeit wesentlich mit über Lebensverläufe.

Das Balanceproblem in den Bereichen von Erwerbs- und Familienarbeit ist nicht dadurch aufzuheben, dass man nur das eine Modell verfolgt oder favorisiert.

„Trotz aller Schwierigkeiten sollten wir den Anspruch nicht aufgeben, beide Lebens- und Arbeitsbereiche nach unseren Vorstellungen zu gestalten. [...] Frauen sind und

⁴¹ Vgl. *Kirche und Arbeiterschaft* (s. Anm. 4) 341.

⁴² Sander, *Arbeit* (s. Anm. 1) 165.

⁴³ Wagener u. a., *Liebe* (s. Anm. 29) 34.

⁴⁴ Vgl. Wagener u. a., *Liebe* (s. Anm. 29) 36.

⁴⁵ Vgl. Sander, *Arbeit* (s. Anm. 1) 165.

waren auch im Beruf immer wieder gute Beziehungen und der Sinn ihrer Arbeit wichtig [...].⁴⁶

Die Orientierung an gelingenden Beziehungen kann ein wichtiger Aspekt zur Umgestaltung der Wirtschaft auf die Bedürfnisse der Menschen sein.⁴⁷ Familienarbeit, die eine Form der Arbeit an Beziehungen ist, zeigt somit auch auf die Bedeutung des Sonntags. Der Sonntag ist ein wichtiger Beziehungsarbeitstag.

4.4 Das Balanceproblem zwischen Arbeitswoche und Sonntagsruhe⁴⁸

Es gibt einen Tag in der Woche, der aus dem Arbeitsalltag herausgenommen ist und gerade deswegen eine so hohe Bedeutung hat – der Sonntag. Er ist ein wichtiger Beziehungsarbeitstag.

„Er ist nämlich der Tag der Woche, an dem unmittelbar am Leben gearbeitet wird. Von den Zwängen der Erwerbsarbeit im großen und ganzen frei, können wir uns an diesem Tag dem Leben widmen [...]. Der Sonntag dient nicht der Ordnung des Erwerbslebens, aber er ist ein Arbeitstag an den personalen Beziehungen, in denen wir stehen. Er ist auch ein eminent politischer Tag, [...] durch die Zeit, die frei bleibt, um sich den Lebenszusammenhängen zu widmen, die den Tag übergreifen: Familien, Freundschaft, Liebe, auch Sport und Kultur, und nicht zuletzt Religion. Diese Art der Arbeit läßt sich schwer und schlecht in der Zeit begrenzen. Sie drängt über den Tag hinaus. [...] Der Sonntag ist gerade durch seine Ausgrenzung aus der Erwerbsarbeit für diese bedeutsam. Er gibt ihr Orientierung und übersteigt zugleich ihren Rahmen. Er relativiert [...] sie. Der freie Sonntag hat eine lange Geschichte hinter sich. [...] Das Sabbatgebot des Alten Testaments hat dabei Pate gestanden, wurde theologisch jedoch auf den Auferstehungstag Christi umgedeutet. Die Erfahrungen mit einem aus der Arbeitsroutine ausgegrenzten Tag bewährten sich. Auch die säkulare Welt der Industriegesellschaft weiß seinen lebensdienlichen Charakter zu schätzen und hat ihn sogar zum freien Wochenende ausgebaut. [...] Man kann sagen, daß der Sonntag ein Geschenk der Bibel an die ganze Menschheit ist; er zeigt zugleich, daß das Evangelium nicht im Besitz der ChristInnen ist und keine Basis der Privilegierung darstellt. Schließlich gilt der erwerbsfreie Sonntag nicht nur den ChristInnen.“⁴⁹

In den Auseinandersetzungen um den arbeitsfreien Sonntag und verkaufsoffene Sonntage zeigt sich, dass

„der Sonntag weder Rechtstitel ist, den die Kirchen besitzen, noch Kulturgut, das nostalgisch zu pflegen ist. Er ist eine Herausforderung. [...] Um den Sonntag seitens der

⁴⁶ Wagener u. a., Liebe (s. Anm. 29) 39.

⁴⁷ Vgl. Wagener u. a., Liebe (s. Anm. 29) 39.

⁴⁸ Vgl. Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 165.

⁴⁹ Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 165f.

Kirchen gesellschaftlich wirklich ins Spiel zu bringen, gilt es, die Arbeit herauszustellen, die mit ihm verbunden ist.“⁵⁰

Dies lässt sich in dem ablesen, was am Sonntag geschieht. Am Sonntag können Individuen und Gesellschaft (in weiten Teilen) ausruhen. Man kann Hobbys pflegen und Dinge tun, für die die Arbeitswoche keine Zeit lässt: Als Familie sind z. B. gemeinsame Mahlzeiten, Besuche und Feste möglich, und es kann sich auch die Zeit für den Gottesdienst finden.

„Die Bestrebungen, den Sonntag in die Erwerbsarbeit einzugliedern, sind sozusagen hochgradig gefährlich. Sie behandeln den Sonntag wie einen Luxus, den wir uns in der harten Wirtschaftswelt eines postindustriellen Zeitalters nicht mehr leisten könnten. Diejenigen, die solchen Bestrebungen ins Wort reden, betrachten den Sonntag als einen Zopf vergangener Zeit, der um des Maschinenfortschritts willen abgeschnitten werden muss. Sie sehen in ihm ein Ärgernis im Betriebsablauf und einen Störfaktor [...]. Sie glauben nicht an den Wert der Arbeit, die am Sonntag geleistet wird.“⁵¹

Aber was glauben die Christ/-innen in diesem Zusammenhang wirklich? „Welche Arbeit leisten sie am Tag, der dem Gedächtnis der Auferstehung vom Tod zum Leben gewidmet ist?“⁵² Welche Zeichen platzieren sie damit in der Gesellschaft? Welche verschwiegenen Diskurse eröffnen sie durch ihre Sonntagskultur?

Der Sonntag ist eine Heterotopie in einer von Erwerbsarbeit geprägten Welt. Der Sonntag steht für die Widerständigkeit des Christentums, seine Humanität und Schöpfungsverantwortung. „Der Sonntag ist der Tag, der daran erinnert, daß das Heil Gottes allen Menschen wie aller Natur geschenkt ist.“⁵³

5. Fazit

Es reicht nicht, das Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft als etwas anzusehen, wo die eine Seite (die Kirche) sich öffnet und die andere Seite (die Arbeiterschaft) in ihre Reihen aufnimmt. Eine solche Perspektive setzt nicht auf Wagnis und Risiko. Sie agiert im Modus des Bekannten. Wenn Kirche jedoch den Mut für das Wagnis aufbringt, dann wird sie an andere Orte gehen und bekannte Orte tatsächlich freigeben, damit hier etwas Neues werden kann. Eine mutige Kirche wird auf die Talente setzen, die an den jeweiligen Orten vorhanden und zu entdecken sind, und eine Pastoral der Balancen angesichts von Situationen entwickeln, an denen etwas aus dem Lot geraten ist.

⁵⁰ Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 166.

⁵¹ Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 167.

⁵² Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 168.

⁵³ Sander, Arbeit (s. Anm. 1) 169.

Dazu braucht es Entschlossenheit, Achtsamkeit für konkrete Orte und die Überzeugung, dass es Beweglichkeit braucht, um die Waage halten zu können. Darin kommt sie dem nach, was ihr als Kirche an Tätigkeit von Gott und den Menschen zugemutet wird.⁵⁴

Prof. Dr. Hildegard Wustmans
Institut für Pastoraltheologie und Gesellschaftslehre
Bethlehemstr. 20
A-4020 Linz
Fon: +43 (0)732 784293-4186
Fax: +43 (0)732 784293-4155
eMail: h.wustmans(at)ktu-linz.ac(dot)at

⁵⁴ Vgl. Wustmans, Seelsorglich tätig sein (s. Anm. 27).